

Information | Satire | Kultur



Die andere Seite der Stadt.


November 2002

 EDITORIAL Seite 2

 KULTURKAMPF Seite 3

 GEKAUFT! Seite 8

 ÜBERLAND Seite 14

 TAGEBUCH Seite 19

 AUTOREN / KONTAKT Seite 24

Willkommen in Potsdam,

liebe Familie Jakobs. Nach dem klaren OB-Stichwahl-Sieg kann sich Jann die sauer verdienten 50 EURO Begrüßungsgeld im Rathaus abholen, und seine bisher in Berlin verharrende Gattin ("Ich versteh nicht, was der Jann da will, hier hat er doch alles, was er braucht!") wird bald feststellen müssen, dass man im Stern-Center fast genau so gut einkaufen kann wie in den Spandau-Arkaden.

Ach so noch was: Die besten Brötchen gibt es bei Bäcker Braune, und im KAISER'S-Markt können wir das marinierte Lamm empfehlen. Wenn Sie dann noch Monat für Monat PotZdam.de lesen, werden Sie hier sicher ganz gut klar kommen. So wie alle anderen auch, nicht wahr?

Dies wünscht Ihnen jedenfalls:

Die Redaktion

Apokalypse lau

Wo waren Sie, Herr Zadek?

Von P. Brückner, M. Gänsel, Sandra Schramm

Am Tag des Herrn wurde ich vom Geist ergriffen und hörte hinter mir eine Stimme, laut wie eine Posaune. Sie sprach: Schreib das, was du siehst, in ein Buch. (Offb. 1,10-11)

Wird gemacht, sobald das Stück zuende ist. Aber dann man eilt man, ohne auch nur eine Hand zum Applaus gehoben zu haben, ins Foyer, ist peinlich berührt und möchte jede Erinnerung verdrängen. Dabei hat doch alles so schön begonnen. Eine Fügung hatte Karten beschert, der Regionalexpress war pünktlich und alle voll freudiger Erwartung. Das Stück heißt „BASH – Die letzten Tage.“ Nie gehört, aber das Deutsche Theater wird schon nicht enttäuschen.

Eine Tür war geöffnet am Himmel; und die Stimme, die vorher zu mir gesprochen hatte und die wie eine Posaune klang, sagte: Komm herauf, und ich werde dir zeigen, was dann geschehen muss. (Offb. 4,1-2)

Eine Ahnung von dem, was geschehen muss, bekommt man nach Erwerb des Programmheftes. Ben Becker wird eine Hauptrolle spielen. „Die letzten Tage“ werden eine sehr harte Prüfung sein. Die innere Stimme, die „Geh weg!“ ruft, wird ignoriert. Der zweite Rang wird erklommen und das Flair des Saales wiegt einen für Minuten in trügerischer Sicherheit. Dann senkt sich Zwielflicht nieder, ein Neonrahmen flackert im Rechteck um die Bühne und der Vorhang geht auf. Ben Becker ist zuerst dran! Er sitzt allein auf der Bühne, hat ein Wasserglas in der Hand und eine Diaprojektion im Rücken. Sonst ist die Bühne leer. Er beginnt zu sprechen.

Worte aus dem Mund des Gebildeten finden Beifall, jedes Wort von den Lippen des Ungebildeten bringt ihn selbst in Verwirrung. Wenn er redet, steht Dummheit am Anfang, am Ende schlimme Verblendung. Und der Dumme redet endlos. (Koh. 10,12-14)

Ben Becker erzählt, aber wahrscheinlich soll er einen Mann SPIELEN, der seine 6monatige Tochter ermordet hat, um seinen Job zu retten. Der Mann erzählt seine Geschichte zum ersten Mal – Ben Becker scheint seinen Text auch zum ersten Mal zu sprechen. Er beherrscht genau zwei Stimmlagen: laut und leise. Er darf einmal aufstehen – und vergisst dabei den Text. Wenn er sitzt, dürfen seine Hände zittern. Das Publikum schweigt betroffen. Jedoch nicht aus Mitleid – nach anfänglich höflichem Interesse für die Darbietung schlägt die Stimmung schließlich in erschöpftes Aushalten um. Denn der ohnehin nicht überraschende Text wird ebenso lang wie langweilig skandiert. Man leidet nicht mit, sondern wegen Ben Becker. Doch plötzlich ist es vorbei, man hat die Prüfung bestanden.

Du hast dich an mein Gebot gehalten, standhaft zu bleiben; daher werde auch ich zu dir halten und dich bewahren vor der Stunde der Versuchung. (Offb. 3,10)

Der Vorhang geht das zweite Mal auf und Ben Becker ist weg. Dafür sitzen ein Mann und eine Frau nebeneinander auf Stühlen. Sie tragen Abendgarderobe und schauen wippenden Knies ins Publikum, das sich von leichter Swingmusik wiederbeleben lässt. Zwei Schauspieler auf der Bühne deuten gemeinhin auf einen Dialog. Hier verlangt der Text jedoch pointiertes Sprechen zweier Monologe. Beide arbeiten sich auch an die jeweiligen Höhepunkte ihrer Texte heran, erreichen sie jedoch nie im dafür geplanten Augenblick. Das

ist unschön aber auch die einzige Irritation, die bleibt. Der Rest ist vorhersehbare Geschichte: ein ganz normales Paar. Er ist jung, dynamisch und erfolgreich homophob. Sie ist blutjung, schön und naiv sexy. Natürlich lauert hinter der Fassade der Normalität das Grauen. Er verprügelt nicht sie, sondern schlägt einen Schwulen im Park zusammen. Obschon die Absicht des Autors schnell klar und die dramaturgischen Mittel der Regie minimalistisch sind, könnte es eine irritierende Darbietung werden, denn der Text der beiden ist trotz seiner Vorhersehbarkeit der Stärkste dieses Abends. Denn das wahrlich makabre Ende ist voll mit (ungenutztem) Potential: Der von Uwe Bohm gemimte Unsympath nimmt den Ring des toten Schwulen und schenkt ihn seiner Herzensdame zur Verlobung. Doch dank der Unfähigkeit der Sprecher, die Gefühlswelt des Pärchens stimmlich anders als durch das obligate Flüstern und Brüllen darzustellen, verkommt der Text zu einer erneuten Probe für die Langmut des Publikums. Die Schlusspointe des Textes soll Gelächterproduzieren, um dem Zuschauer die Absurdität und das Grauen noch einmal unter die Haut fahren zu lassen. Das Publikum tut Bohm pflichtschuldigst den Gefallen. Worüber es lacht, vergisst es jedoch schon einen Augenblick später. Und verfällt wieder in die schon lange anhaltende Agonie. Die einzige Gewissheit, die bleibt: dass man sich endlich in die Pause gerettet hat.

Der Mann soll seine Frau nicht vernachlässigen, und die Frau soll sich ihrem Mann nicht versagen, Die Frau verfügt nicht über ihren Körper, sondern der Mann. (1 Kor. 7,3-4)

Hastig raucht man drei Zigaretten hintereinander und gesteht auf Nachfrage mehrfach, wo es die Brezeln gibt („Draußen.“). Man möchte das Stück nur noch aus einem Grund zuende sehen: Man hofft auf den einen alles erklärenden, unsichtbare Fäden zusammen führenden dritten Teil. Manche hoffen nicht mehr. Das Theater ist nach der Pause leerer. Der Vorhang geht wieder auf – auf der Bühne Judith Engel. Dieselbe Frau wie vor der Pause sitzt diesmal an einem Tisch, schaut ins Publikum und raucht unprofessionell. Es braucht lange, bis man sich endgültig sicher ist, aber doch sie spielt eine andere Person. Sie erzählt uns ihre Geschichte. Aber ganz... ganz... langsam. Jeder im Saal weiß sehr schnell, was kommt – ein Mord, wahrscheinlich ein Kindesmord – aber Frau Engel scheint es noch nicht einmal zu ahnen. Ihre „Medea Redux“ ist orientierungslos, fahrig, ohne irgendeine Leidenschaft. Sie wird vom Publikum schließlich für ihren Mord geliebt, weil mit dessen Erwähnung das Ende in Sicht ist. Das missbrauchte 13-jährige Mädchen, der fliehende Lehrerkindesvater, das leere Leben der Kindesmutter – das ist keine neue Geschichte. Und natürlich gibt es keine neuen Geschichten. Aber gerade deshalb gibt es doch das Theater, damit die alten Geschichten in einer neuen Form daher kommen! Ein oder zwei neue Gedanken! Hier wird nur wiederholt – Klischees, alte Tabus, bekannte Rollen. Der Kopf des Theaterzuschauers kann sich nach soviel bleierner Schwere nur noch auf das eigene Überleben konzentrieren und treibt den Körper schnellstmöglich hinaus in die kalte, aber STILLE Nacht. Der DB-Bahnsteig Friedrichstraße ist elf Uhr abends allemal interessanter als DAS.

Du hast ausgeharrt und um meines Namens willen Schweres ertragen und bist nicht müde geworden. (Offb. 2,3)

BASH – Die letzten Tage. Regie: Peter Zadek, Bühne: Karl Kneidl. Mit Ben Becker, Judith Engel, Uwe Bohm. Deutsches Theater, Berlin.

© POTZDAM 2002 – P. Brückner / Sandra Schramm / M. Gänsel

Von unnützen Worten

Römer, Publizisten, Politiker

Von P. Brückner

Als die römischen Legionen seinerzeit wieder hinter die Alpen zurückgedrängt wurden, hinterließen sie neben anderen nützlichen Sachen wie etwa der Sklaverei und Trier auch Worte wie fenestra, epicus und locus. Das war gut und richtig, denn diese Worte konnten die Zurückgebliebenen gut gebrauchen. Und so wurden sie einfach der eigenen Sprache einverleibt. Nun konnte man endlich Fenster putzen, episch dichten und den einen oder anderen Ort aufsuchen.

Heute gibt es kaum noch Dinge, die keinen Namen haben. So gilt das Augenmerk heutiger Wort-Erfinder eher der Erschaffung von Worten, die bedeutsam und tönend geeignet sind, den, der sie ausspricht ins rechte Bild zu rücken. Auch das, was er sagt, soll ein klein wenig wichtiger, wahlweise auch geringfügiger gemacht werden, als es eigentlich ist. Meistens handelt es sich bei diesen Worten, sofern sie nicht einer anderen Sprache entlehnt sind (man erinnere sich an mindsharen oder an das aus dem Russischen entlehnte Butterbrot) um zusammengesetzte Substantive.

Da man im Deutschen eigentlich jedes Substantiv mit einem weiteren Hauptwort, Adjektiv oder Verb zusammenbringen kann, passiert es des öfteren, dass dieser oder jener Nomenverkleber zwei Worte vermählt, die so gar nicht zueinander passen. Tragen Worte wie Fenster, episch usw. zu einer Bereicherung der Sprache bei, sind Schöpfungen wie Menschenmaterial, Nationalbefreite Zonen, Leitkultur, Negativwachstum oder sozial verträgliches Frühableben schon ein anderes Format. Außerdem merkt man schnell, dass man diese Worte eigentlich nicht braucht. Ebenso gut könnte man Kanonenfutter, Nazienklave, Deutschtümelei, Pleitenwelle und Sozialversicherungseinsparungen sagen.

Als nun letztens Edmund Stoiber versuchte, in Berlin Kanzler zu werden, Gerhard Schröder dies aber unbedingt bleiben wollte, ist es wieder passiert. Worte wurden zu Waffen, dem Gegner an den Kopf und uns um die Ohren geschlagen. Zwei Fernsehduelle, zahlreiche Wahlkampfreden und nicht mehr zu zählende Kommentare der beiden in Nachrichten, Zeitungen und Talkshows. Das Meiste von dem Gesagten haben alle einschließlich der beiden selbst schon lange wieder vergessen und da mit einer Wiederholung der TV-Duelle im Nachmittagsprogramm nicht zu rechnen ist, wird das auch so bleiben.

Leider jedoch hat es der CDU-Kandidat geschafft, diesem Wahlkampf ein Detail beizumengen, das nun, obschon die Wahl verloren, langsam seine Wirkung entfaltet und dessen Ausmaß und Ende noch lange nicht in Sicht sind. Als sich Stoiber während des ersten TV-Duells zu gestehen zierte, dass er als Kanzler bereit sei, mit den Amerikanern gegen den Irak (oder wo auch immer die Mächte des Bösen walten) Krieg zu führen, vertuschte er dieses, in dem er betonte, es ginge doch gar nicht um Krieg, vielmehr sei es nötig eine DROHKULISSE aufrecht zu halten. Nun war trotzdem allen klar, wovon Stoiber sprach, aber dieser selbst glaubte offenbar, ihm sei mit diesem Wort ein gelungener Spagat zwischen Krieg und Frieden gelungen. Er begann das Wort zu mögen. Er sagte es immer häufiger und irgendwann konnte er nichts mehr zur Irak-Politik sagen, ohne dieses Wort zu gebrauchen.

Dass DROHKULISSE keinesfalls eine gelungene Wortschöpfung war, bemerkten viele, die es hörten, sehr schnell. Drohen bedeutet in der Regel, jemanden einzuschüchtern (oder das zu versuchen), jemanden warnen (Duden 2, S.202). Eine der Bedeutungen von Kulisse hingegen ist Vortäuschung (Duden 2, S. 432). „Wenn ihr Iraker nicht macht, was wir wollen,

dann kracht's! Aber eigentlich spielen wir das alles nur um euch Angst zu machen!“ So müsste man das Stoiberwort wohl korrekt deuten. Gemeinhin nennt man so etwas Bluff. Wollte Stoiber eigentlich sagen: „Wir müssen bluffen“? Das erschien den meisten Zuhörern unwahrscheinlich. Nein, der Bayer wollte schon im Sinne von drohen verstanden werden. So versteiften sich viele darauf, er habe nicht Droh- sondern DRUCKKULISSE gesagt. Das ergab Sinn. Druck steht für Zwang oder Bedrängnis (Duden 2, S. 202), dazu Kulisse in ihrer anderen Bedeutung, nämlich als äußerer Rahmen (Duden 2, S. 432), ergibt zusammen durchaus ein Szenario, das die Iraker in Bedrängnis bringen sollte.

Aber nein: Stoiber sagte es wieder und immer wieder und als es schließlich Angela Merkel erwähnte, konnte niemand mehr von einem Missverständnis ausgehen. Die CDU wollte eine Drohkulisse.

Nun war das Wort nicht nur recht verwirrend in seiner Aussage, sondern auch schlicht unschön. Sollte doch damit nur Säbelgerassel übertüncht werden. Man durfte also hoffen, nachdem Edmund Stoiber wenigstens wieder an den Fuß der Alpen zurückgeschickt wurde, dass das Wort Drohkulisse mit ihm gehen würde. Leider gefehlt. Es hat im Gegenteil Konjunktur. Schlägt man zum Beispiel den Tagesspiegel auf, erfährt man, dass die DROHKULISSE gegen alles und jeden eingesetzt werden kann. Die Amerikaner errichteten sie (bzgl. des erforderlichen Verbs herrscht noch Uneinigkeit) gegen den Irak, der Berliner Senat gegen den Beamtenbund und Otto Schily gegen die Gewerkschaft Verdi. Natürlich hat niemand der Beteiligten DROHKULISSE jemals in den Mund genommen, aber wenn ein Wort nur oft genug gebraucht wird, dann steht es irgendwann auch in der Zeitung. Egal, ob es Sinn hat oder nicht.

Vielleicht soll man erwarten, dass die Sechs Wortwächter Deutschlands DROHKULISSE zum Unwort des Jahres küren. So könnte der Ansturm auf den Eintritt in den Alltagssprachgebrauch gestoppt werden. Denn Unwörter benutzt kein Journalist, Redner und Politiker gerne.

© POTZDAM 2002 – P. Brückner

| KULTURKAMPF |

Wann kommt die Flut?

GEWOBA-Spendenaktion

Von Andreas Kellner

Eigentlich hatte ich nichts vor, saß daheim und lauschte dem Nachbarschaftsstreit, drei Etagen höher. Die Stadt ist langweilig und der Regen schreckt nur die Hundebesitzer nicht ab. Doch die GEWOBA, Vermieter vieler reizvoller Wohnungen in Potsdam, durchbricht die herbstliche Tristesse. Endlich, so teilt mir die Oktoberausgabe des Mietermagazins mit, hat man Geld zusammenbekommen, um den Menschen in Bad Schandau was Gutes zu tun.



Und so kommt dem sächsischen Kurort, der im Sommer noch mit aufwendigen Wasserspielen die Besucher faszinierte, Geld für die Flutoper zu. Ein Feuerwerk moderner Kunst! Imagepflege ist da unten sowieso viel einfacher als vor Ort. Fraglich, ob die Bad Schandauer nun aus Dankbarkeit die Reste ihrer Habe auf einen Bollerwagen packen und

an die zweifellos viel harmlosere Havel ziehen werden. Zumal sie dann hier eine böse Überraschung erwartet: Auch Potsdam ist Opfer der Flut! Gut, die seltenen Arten der vor dem Betreten geschützten Langgrasblumenwiesen in Sanssouci hätten uns, wenn sie absaufen, wie üblich egal sein können. Doch während die Potsdamer die sommerlichen Regengüsse beobachteten und ihre Fenster abdichteten, konnte es sein, dass die nasse Bedrohung längst von unten Einzug in den Keller hielt.

Noch fährt der Fahrstuhl hinab. Immer wieder die Furcht, kurz vor der Ankunft würde er bereits ins Wasser tunken. Würde es ihm noch schaden? Die Tür ist bereits provisorisch durch ein Brett aus einer Schrankwand ersetzt. Doch im Hinterkopf spukt noch die Mahnung der Fahrstuhlmonteure: Daran *kann* nichts kaputt gehen – dafür gibt es gar keine Ersatzteile... Ein Griff zum Schalter und das Licht angedreht. Warm umspülen die Fluten meine Füße. Die für die üblichen Rohrbrüche als Steg gedachten Holzbretter schwimmen im Gang. Aus dem Boden kommt ein Blubbern. Ob wirklich alle Stromleitungen an der Decke verlaufen? Immerhin: Der Keller als Schwimmbecken – das könnte den Wohnwert dieses Hauses steigern.



Was das zurückweichende Wasser nach Tagen zurücklässt, hat für die Trockenblumenwiese entschädigt. Reichlich gedüngt von der Kloake desolater Abwasserrohre wachsen aus dem Fundament Pilze mit Stiel und Hut, das Holz der Kellerverschläge ist wieder grün, Papier nahezu flüssig und abgestellte Textilien taugen nicht mal für HUMANA. Das Jahr 2002 – ein Pilzjahr! Nur der Luftschutzbunker unter der Treppe, Mahnmal des Kalten Krieges, ist von allem unberührt.

Oben ist man noch ahnungslos. Dunkel schattiert der Ruß des letzten Müllschachtbrandes die alten Schalenlampen im Hausflur. Liebevoll hat jemand ein weiteres Satanszeichen an die Wand des Treppenhauses gemalt. Beharrliches Schweigen aus einer musealen Wechselsprechanlage – alles wie immer! Wenn es anfängt, zu stinken, könnte es genauso gut einer der älteren Nachbarn sein, den man wieder nicht früh genug gefunden hat. Erst dann wird man überlegen, was die geruchsintensive Masse in den Schachteln und Kartons des eigenen Kellerverschlages vor der Flut gewesen sein könnte.

Nur die hundert Euro Flutgeld pro Haushalt lassen in Brandenburgs Hauptstadt weiterhin auf sich warten. Aber wenigstens eine Einladung zu der von der GEWOBA gesponserten Flutoper – dann im HOT-Theaterschiff - müsste doch wirklich drin sein!

© POTZDAM 2002 – Andreas Kellner

Dementi

122 sind 122

Von Hans-Jürgen Schlicke

Ich weise alle Anschuldigungen zurück, dass ich in den Wochen vor der Stichwahl zum Amt des Potsdamer Oberbürgermeisters mein Oberbürgermeisterbüro um 122 Mitarbeiter aufgestockt hätte. Erstunken und erlogen ist ebenfalls, dass diese 122 Personen, um die ich mein Oberbürgermeisterbüro nicht aufgestockt habe, im ersten Wahlgang den Kandidaten der PDS gewählt hatten.

Im Übrigen werde ich als Oberbürgermeister einen Arbeitsstil der großen Bürgernähe entwickeln. Dazu wird vermutlich eine Reihe von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Oberbürgermeisterbüro mit der zügigen Bearbeitung von Anfragen betraut, die Potsdamer Bürgerinnen und Bürger direkt an ihren Oberbürgermeister richten.

J.J.

© POTZDAM 2002 – Hans-Jürgen Schlicke

Wir machen weiter Fernsehen

Alles bleibt beim Alten

Von P. Brückner

Das alte Potsdamer Stadtfernsehen ist pleite. Alle Bemühungen, auch von Seiten PotZdams, haben nicht gefruchtet. Traurig verkündete Peer Straube in einem PNN-Interview das Ableben des PSF, das PotZdam nicht nur Straubes wegen geliebt hat. Es laufe „momentan die letzte Sendeschleife“, ob diese jemals abgeschaltet würde und wer dies tun sollte, war dem Chefredakteur des Stadtfernsehens nicht zu entlocken. Unsere Freude über dieses mediale Highlight, noch bis ins Jahr 2006 und darüber hinaus die Regionlnachrichten einer Septemberwoche des Jahres 2002 wieder und wieder anschauen zu dürfen, hielt nicht lange an. Es fand sich jemand, der die Schleife abschaltete und so Straubes genialen Plan, für alle Ewigkeit medienpräsent durch Potsdams Wohnzimmer zu geistern, nach schon zwölf Stunden zunichte machte.

Seitdem gibt es also das brandneue Potsdamer Stadtfernsehen. „Alles bleibt beim Alten, nur das eine oder andere neue Gesicht wird in Zukunft auf Ihrem Bildschirm zu sehen sein.“ Kontinuität versprach an diesem denkwürdigen Tag eine Stimme aus dem Off... In ihr klang der Wille zum Aufbruch in noch nie da gewesene Fernsehwelten mit. Junger, gut recherchierter Journalismus, neue unverbrauchte Gesichter, Sprecher mit Sprechausbildung in gut sitzender Garderobe. So macht Regionalfernsehen Spaß!

Straubes Stimpfpathos ist also Randl Herrmann gewichen. Was die Anzüge betrifft, hält sich die Verbesserung in Grenzen. Das Handikap nur ein einziges Jackett zu besitzen, gleicht Herrmann durch einen unerschöpflichen Fundus an rosa Hemden und deren geschickten Einsatz aus. Dass Herrmann den Beruf eines Moderators nie gelernt hat, wird nonchalant durch echte Potsdamer Kodder-Schnauze überspielt. Das Totensonntagsmoderieren ist beim PSF einer „Wir-quatschen-wie-uns-der-Schnabel-gewachsen-ist“-Tonlage gewichen: „Und äh, wie sie sich jetzt äh grad äh vor dem Fernseher versammelt habn, versammeln sich äh, die PDS äh grad äh in Berlin, äh heute.“ Man könnte glauben, Herrmann habe

Rhetorikunterricht bei Edmund Stoiber genommen, der ihm neben satzstrukturierenden „Ähs“ auch das ins Gesicht gebrannte Dauergrinsen beigebracht hat, das jeden Hai neidisch werden lässt.

Der aufmerksame Leser wird jetzt bestimmt unruhig hin und her rutschen: PDS-Parteitag in Berlin, davon hat man ja gar nichts gehört! Mit Recht: Der Parteitag war in Gera. Man darf einem so jugendlich frischen Sender wie dem PSF jedoch keine Vorwürfe ob dieser kleinen Ungereimtheit machen. In der Reihenfolge 1) Recherche, 2) in die Kamera grinsen und 3) lustig drauf los quatschen ist eine kleine Verwechslung aufgetreten. Schon zwei Tage nach Ende des Parteitages hatte auch PSF nach intensiven Nachforschungen herausgefunden, wo er wirklich stattfand. Schneller ist an diese Information nur N-TV gelangt, aber das ist bekanntlich ein Nachrichtensender.

Manchmal gibt es auf PSF auch Nachrichten, die möglicherweise auch so passiert sind. Dies ist das Revier eines weiteren Fernseh-Newcomers: Martin Schröder. Manche Fernsehsender würden sich scheuen, einen Nachrichtensprecher zu beschäftigen, der die Betonung des Stammvokals so konsequent ignoriert wie Schröder. „Bei nochmal Sonnenschei auch viel Besuch in Pots Park un Gärte.“ So ging es nicht. So konnte es nicht bleiben und als Schröder die gleiche Nachricht „Bei nochmAHAL SonnenschElhElN wiedER vielEE BesuchÄÄR in PotsDAMS Parks und GäRTÄN!“ vorlesen konnte und dabei nur einmal stockte, hatte er vermutlich den Job. Seinem Ego scheint es gut getan zu haben, den seit Neustem irritiert der Schelm die Zuhörer in dem er manchmal doch richtig betont: „VOLTärweg!“ Chirac steh uns bei.

Das PSF ist aber nun beileibe kein reines Nachrichtenfernsehen: Verlosungen sind eine Spezialität des Senders. Für die Beantwortung schwierigster Fragen wie: Wer weiht das Fortuna Portal ein? a) Günther Jauch, b) Günther Grass, c) Günther Jauch, d) Friedrich der Große, winken dem Zuschauer wertvolle Gewinne wie Schlüsselanhänger, Schnupperkurse in Fitnessstudios oder Essensgutscheine für einer Dönerbude nach Wahl. Um auch allen die Möglichkeit der Teilnahme am Gewinnspiel zu ermöglichen und weil so hochwertige Preise auch nicht jeden Tag zu Verfügung stehen, wird alle vierzehn bis fünfzehn Tage verlost. Damit niemand zu ungeduldig wird, gibt es manchmal einen „Gaststar“, zum Beispiel Michael Stuß!

Michael Stuß? Der hat bei „Wer wird Millionär?“ mal 150.000 DM gewonnen und ist Potsdamer. Dass seine Gewinnsumme noch in Mark ausgezahlt wurde, zeigt, dass sich niemand zu schämen braucht, wenn er es schon wieder vergessen hat. Alte Sensationsnachrichten sind das Drögeste auf der Welt. Trotzdem erfährt man ungefragt, dass Günther Jauch total so ist, wie man sich ihn vorstellt und dass Stuß sich von seinem Gewinn als erstes eine Tote-Hosen-CD gekauft hat. Oder dass er Bayern-München-Fan ist.

Warum wird dieser Mensch tagelang geheimnisvoll mit „Super-Special-Guest“ angekündigt und darf dann noch ungereimtes Zeug von sich geben? Und wenn Herr Herrmann nach dieser Sendung in die Kamera grinst und flötet: „mindestens genauso inter äh sant wie diese Sendung äh wird jetzt äh das Brandenburg Magazin...“, schalte man doch lieber schnell auf NeunLife. Da kriegt man wenigstens richtige Gewinne.

© POTZDAM 2002 – P. Brückner

Nicht nachmachen!

Worauf Sie bitte verzichten möchten

Von M. Gänsel

Fred Sellin mag Boris Becker und hat ein Buch geschrieben, das „Ich bin ein Spieler“ und im Untertitel „Das Leben des Boris Becker“ heißt. Vorne drauf ist ein Bild von Herrn Becker, gut kurzrasiert der Bart und fein stahlblau der Blick. Deswegen, wird sich Herr Sellin gedacht haben, kaufen die Leute das Buch. Der Blick ist wirklich SEHR blau. Aber kaum schlägt man das Buch auf, geht der Ärger los:

„Dieses Buch ist meinem Sohn Robin gewidmet, der in letzter Zeit auf vieles verzichten musste.“

Da wird Robin (wahrscheinlich 3 Jahre 5 Monate 26 Tage) umgehend Gnade walten lassen! Wenn sich sein Papa doch mit Herrn Becker beschäftigen musste! „Hättest du dich mal lieber mit Robin beschäftigt!“, möchte man rufen. Denn die Vorbemerkung beginnt mit den unheilschweren Worten:

„Der Inhalt des Buches beruht auf eigenen Recherchen.“

Mein lieber Herr Sellin: 1) möchte das ja wohl der Fall sein und 2) ist dies ein ganz schlechter Euphemismus für die Aussage, die Sie erst einen Abschnitt später wagen:

„Boris Becker zeigte kein Interesse, die Arbeit an der Biographie zu unterstützen.“

Es ist, als würde man ein Kochbuch veröffentlichen und immer nur das fertige Essen beschreiben („Schmeckt irgendwie nach Fisch... bisschen Rosmarin...“), weil einem keiner gesagt hat, welche Zutaten drin sind. Natürlich kann man ein paar Köche auftreiben, die einem vielleicht weiterhelfen können. Jemand, der schon mal so was Ähnliches gekocht hat. Das haben Sie getan, Herr Sellin, Sie haben Hinz und Kunz ausgegraben, und wenn man über den bräsig altväterlichen Stil (Und Sie sind Jahrgang 1964! Unfassbar!) einmal hinweg ist, liest sich das allemal lustig:

„Obwohl die Eltern für das Mädchen, das war sie ja noch, einen Schlafplatz im Zimmer der Tochter Sabine vorgesehen hatten, schlich es sich nachts in das Zimmer von Boris, der in seinem Bett bereits wartete...“

Die drei Punkte sind originär und erinnern lieblich an das „Hier...“ in der Kleistschen *Marquise von O*. Gemeint sind übrigens Beckers Eltern und Schwester, die Deflorierte heißt Andrea und ist verbriefte die erste „feste“ Freundin des Tennisspielers. Beckers Briefe an sie werden zitiert und zitiert, weil Andrea „bis heute“ schwieg und Herr Sellin so froh ist, dass er sie lesen und abdrucken darf. Becker schreibt „Ich“ in seinen Briefen immer groß, was nicht weiter stört und sicher Netteres verrät als die Fehlschläge von Herrn Sellin, der in seinem Buch immer „letztendlich“, „öfters“ oder „zweckmäßigerweise“ schreibt.

Beckers Eltern müssen starkes Interesse an der Unterstützung der Sellinschen Arbeit gezeigt haben, denn auf den Seiten 123 bis 147 erfahren wir alles über Erika und ein bisschen was über Karl-Heinz. Erika war Sudetendeutsche und wurde als 10-Jährige samt Familie vertrieben. Sellin schildert das delikate Geschehen, das ja seit Kurzem kein Tabu mehr ist, fröhlich unbedarft:

„Das Kampfgeschehen war zwar vorbei, aber die Leidenszeit der Familie hatte erst begonnen. Als sie auf ihren Hof zurückkehrte, fand sie die Überreste einer alkoholseligen Siegesfeier vor, die Soldaten der Roten

Armee auf ihrem Grundstück veranstaltet hatten. Im Haus und im Garten sah es wüst aus, wenigstens waren die Gebäude vom Granatbeschuss verschont geblieben.“

Volle Aschenbecher und leere Pullen überall, was ne Sauerei! Aber sie mussten ja eh weg:

„Die Sudetendeutschen in Kunewald müssen sich gefühlt haben wie einst verfolgte Juden im Hitlerreich.“

Aber eineinhalb Seiten später ist der Spuk vorbei und Sellin nähert sich ähnlich empathisch der Geburt seines Haupthelden. Liebevoll beschreibt er Schwester Elise, die Hebamme von Leimen, die schon ein Drittel aller Leimener auf die Welt gebracht hatte,

„... ehe sich Elvira Becker im Frühjahr 1967 an sie [d.i. die Hebamme] wandte, da ihre Regelblutung seit Mitte Februar ausgeblieben war.“

Da hat Elvira aber aus dem Nähkästchen geplaudert, was? Eine Seite später, als es um verspätete Vaterschaftsklagen geht und ein klares Wort von Elvira sicher mehr als tausend von Sellin getan hätte, wurstelt der Autor schwielig herum,

„... dass die Beckers damals schon verheiratet waren und sich Elvira wohl niemals auf so etwas eingelassen hätte.“

Aber man will ja den Schmutz, die dreckigen Geschichten... Seine sportlichen Erfolge schön und gut, Sellin arbeitet sich auch an allen Trainerwechseln und Firmengründungen brav ab...Aber was interessiert, ist doch, wie das mit Babs nun wirklich war. Ganze 234 Seiten braucht es, bis das Kapitel „Glücksmomente“ anfängt (Die schönsten Zwischenüberschriften: „Schwule und Hasch, ein Schnellkurs Leben“ oder „Boris' Glorie, Babs' Glamour“ oder „Sexfilme beim DavisCup“).

Babs hat eine Unterstützung der Sellinschen Arbeit offensichtlich ebenso wie Becker verweigert; falls sie doch geplaudert hat, muss sie einen sehr toleranten Anwalt haben:

„Wie kaum eine andere im Saal verstand sie es, ihren schlanken Körper verführerisch im Rhythmus der Musik zu schwingen. Das lag ihr im Blut, dafür war sie geboren.“

Ja, der Neger tanzt halt gerne! Ebenso lose wie ihre Hüften war natürlich auch ihr Lebenswandel; Sellin will Fakten Fakten Fakten – und bekommt sie von einem Würstchen namens René Wilhelm, das „eine Zeit lang mit ihr liiert war.“

„Wenn sie gemeinsam ausgingen, kam es vor, dass sie plötzlich eine Dreiviertelstunde verschwand. Und manchmal blieb sie tagelang weg, schlief bei einer Freundin, sagte das zumindest.“

„Dann war da noch ihre Hautfarbe, die machte es ihr nicht einfacher auf dem Weg der Selbstfindung.“

Himmel, hilf. Empathie hat ihre Grenzen, ja und sie hat vor allen Dingen ihr bevorzugtes Medium. Fred Sellin schrammt nur knapp an Beleidigungen vorbei, was ihm durchaus bewusst ist, weil er immer dann ein „wohl“, „vermutlich“, „so muss sie das empfunden haben“ einfügt.

Schreiben Sie nie eine Biographie, wenn der von Ihnen Biographierte nicht mitarbeiten möchte. Wenn er tot ist – versuchen Sie ihr Glück, oft bleibt ja dann nichts anderes, wenn keine Autobiographie vorliegt. Aber wenn er wie in Beckers Fall nicht mitmachen will, dann lassen Sie es um unser aller Willen gut sein. Denn was passiert denn: Sie haben einen Haufen Arbeit, kramen nach Dritt- und Mitwissern, basteln sich dies und jenes zusammen.

Sie können immer nur vermuten und sind sicher an Stellen, die nichts mit dem Helden zu tun haben. Das Hauptgericht misslingt ohne Kochbuch, ohne Rezept. Das kann nicht gut gehen. Schmeckt halt irgendwie nach Fisch, bisschen Rosmarin.

© POTZDAM 2002 – M. Gänse!

| GEKAUFT! |

Wie man sich Freunde macht

Hier spricht Daniela

Von P. Brückner

Für geraume Zeit ist ein in vielen vorherigen Ausgaben beschriebenes Thema von PotZdam vernachlässigt worden. Die Rede ist hier nicht vom Service-Personal in Nico Gehns Kaffee-Imperium und auch nicht vom Kronjuwel der Deutschen Bahn, dem RE 1. Gemeint ist Thalia-Daniela.

Um den letzten Jahrwechsel herum gelang es Daniela durch geschickt eingesetzte Kompetenzüberschreitungen, merkwürdigen Gesprächseinstiege und altkluge Besserwissereien über Filme in verschiedenen Artikeln gewürdigt zu werden. Doch dann wurde es still um sie.

Das liegt nicht daran, dass wir nicht mehr ins Thalia gehen, auch hat sich Daniela nicht sonderlich gewandelt: Man hat sich einfach aneinander gewöhnt. Wir können weit souveräner mit aufgezwungenen Gesprächen über Filme umgehen, die wir nicht gesehen haben, und zeigen ungefragt unseren Ausweis zusammen mit der noch immer lichtbildlosen Cinecard vor. Daniela hingegen erläßt uns inzwischen manchmal die Kontrolle unserer Identität, auch wenn man sich nie sicher sein kann, wann dieser Fall eintritt. Auch unser Filmgeschmack wird nur noch selten von ihr in Frage gestellt, und wenn wir eines Freitagabends, an dem eigentlich alle in „Halbe Treppe“ möchten, die ersten sind, die Karten für die Mitternachtspremiere von „Harry Potter II“ erwerben möchten, dann werden wir zuvorkommend wie Stammkundschaft bedient.

Die Stimmlage wechselt aus der „Egal-wie-Hauptsache-der-Verkehr-fließt“-Lage in fast freundschaftliches Geplauder: „Ach da habt ihr euch ja den besten Augenblick ausgesucht, na Reihe sechs, Mitte, wie immer, stimmt's! Zwei oder drei Karten, 10 Euro bitte. Danke!“ Dazwischen zu jemand anderem: „NEin HALbe TREppe“ HAt NOch NIcht ANgefangen“, oder „JA BAader KOMmt AUch IN DER SPätvorstellung!“ Würden wir Daniela auf ein Kaffee einladen, fielen wahrscheinlich die letzten trennenden Barrieren...

Dass eine Freundschaft mit Daniela auch schwierige Nuancen haben kann, wollen wir an dieser Stelle jedoch nicht verschweigen. Ihr bestimmendes Wesen macht es schwer ihr einen Wunsch abzuschlagen. So wird ein Anruf im Thalia nötig, der endgültige Klarheit darüber schaffen soll, ob die erst angekündigte und anschließend wieder abgesagte Preview des Films „Roter Drache“ nun stattfindet oder nicht. Das Zweites der Fall ist, kann Daniela schnell erklären, aber sie will uns trotzdem am folgenden Abend sehen.

„DA HABEN WIR NOCH ANDERE PREVIEWS! (Daniela gehört nicht zu den Menschen, die wissen, dass in Telefone gemeinhin ein Lautverstärker eingebaut wird.) ZUM BEISPIEL EINEN ECHT GEILEN FILM: ARMY GO HOME.“

Von dem haben wir schon gehört, weder Kritiken noch Trailer haben uns überzeugt.

„Ähm, das ist doch der mit Kevin Bacon?“, fragen wir um sicher zu gehen, denn wenn

Daniela einen Film empfiehlt, können wir dies nicht achtlos abtun.

„Kevin BACON? NEE, DER IST MIT JOAQUIN PHOENIX!“

„Ist doch irgendwie die gleiche Kategorie Schauspieler“, versuchen wir unseren Lapsus auszubügeln.

„IST ER AUF GAR KEINEN FALL!“ Daniela kommt in Fahrt: “IST JEDENFALLS EIN GEILERRR FILM. DER ZEIGT DIE ARMEE MAL SO RICHTIG WIE SIE IST, GANZ OHNE PATHOS UND HEROISMUS. UND WAS ISCH GELACHT HABE. ICH SAGE MAL SO RICHTIG GEILER SCHWARZER HUMOR. TOLLER FILM.“

Daniela ist begeistert; wir sollen es gefälligst auch sein. Einfach „Kein Interesse“ zu sagen übersteigt unsere mentalen Fähigkeiten, wir trauen uns nicht. Sehen wollen wir „Army go Home“ aber auch nicht.

„Ähm wir wollen mit Freunden ins Kino, die müssen wir erst noch fragen, nur so, der Form halber. Wir rufen gleich wieder an.“ Schweißgebadet legen wir auf, wohl wissend, dass Daniela uns durchschaut hat. Das wird beim nächsten Mal was geben!

Warum wir das grade aufschreiben? Als wir gleich darauf in der UCI-Kinowelt Potsdam anriefen (Daniela verzeih uns!) um dort Karten für „Roter Drache“ zu reservieren, blaffte eine anonyme Frauenstimme: „NEE.“

„Wie: Nee.“, wollten wir wissen.

„Geht erst ab morgen!“

„Und warum?“

„WEIL DAS SO IST!“ Der Hörer wird aufgeknallt.

Deshalb ist es uns Herzensbedürfnis eine Lanze für Daniela zu brechen. Wir finden: Jedes Kino sollte eine haben!

© POTZDAM 2002 – P. Brückner

| GEKAUFT! |

Rabathhaie!

PotZdamer Tagesbefehl

Lustig, wie die Händler neuerdings 30 Prozent auf alles aufschlagen, bevor man den Laden betritt und 20 Prozent „Rabatt gewähren“, wenn es dann an's Bezahlen geht. Manche unterschätzen ihre Kunden noch nicht einmal dabei und bauen knifflige Denkspiele ein: Springfield (die „etwas-bessere-Klamotten-Abteilung“ von Werdin) gibt auf alle Einkäufe für mehr als 30 € ein Springfield-Stempelchen ins Springfield-Muttiheft. Hat man fünf Stempelchen zusammen, bekommt man auf den nächsten Einkauf bei Springfield 20 Prozent Rabatt. Knifflig dabei ist, dass es bei Springfield durchaus viele Sachen gibt, die auch einzeln schon teurer als 30 € sind. Dazu gibt es folgende Hinweise der PotZdam-Redaktion:

- A) Beahlt man zum Beispiel drei Sachen für jeweils mehr als 30 € zusammen, ist man Neese. Man bekommt dann nur EIN Springfield-Stempelchen und hat also zwei verschenkt.
- B) Ist man ein wenig gewitzt, bemerkt den Trick und spricht die Verkäuferin freundlich darauf an, bekommt man ein weiteres Stempelchen. Muss allerdings versprechen, es keinem

weiter zusagen und hat trotzdem noch ein Stempelchen verschenkt. C) Hat man PotZdam.de gelesen und bezahlt jedes Stück einzeln, bekommt man das Maximum, nämlich drei Springfield-Stempelchen. Und hat gewonnen!

So viel zur wirtschaftspolitischen Kompetenz von PotZdam.de...

Ach: Wer als Elfte(r) bei PotZdam.de anruft und beweisen kann, dass er's wie unter C) beschrieben hingekriegt hat, bekommt den unten abgebildeten Bonuspunkt von Doorbreaker. Im Original. Versprochen.



© POTZDAM 2002

| ÜBERLAND |

Vier Störche

Worüber reden wir eigentlich?

Von Hans-Jürgen Schlicke

Gottlob haben die Sonyjapaner den Walkman seinerzeit erfunden und unter die Leute gebracht. Also auch unter mich. Das bewahrt mich in der S-Bahn vor DIESEN Gesprächen. Vor jenen zwischen Trixi und Jule zum Beispiel, in denen es immer darum geht, dass die Anderen die Filtertüten in der Kaffeemaschine lassen und nie Papier in den Kopierer nachlegen und nie richtig nachspülen – „... wenn die uns nicht hätten...“ – oder dass der Langmüller schon wieder die Gritti mit zur Messe nach Mailand genommen hat, wo die nicht mal richtig Steno kann. „Aber poppen kannse eben wie ‘ne Nutte...“ Vor jenen auch zwischen Helga und Bärbel, die sich immer um Karl drehen, der sich jetzt schon den neuen A6 Kombi zulegen musste, ja musste, weil die anderen doch auch alle... Obwohl unser – also Helgas und Karls – Haus noch nicht mal zur Hälfte abbezahlt ist und der Urlaub dieses Jahr deshalb auch wieder ausfällt. Bärbel erzählt nie was, jedenfalls nicht Helga.

Der Walkman rettet mich also davor und spendet mir wohltönenden Klavierjazz*. Und obwohl ich bei 40 Prozent der Maximallautstärke bin, drängt sich mir von rechts ein Gespräch ins Ohr; das kann auch ein bisschen daran liegen, dass Bugge in dem laufenden Stück gerade eine etwas unentschiedene Improvisationsphase hat, die mich nicht ganz und gar in Anspruch nimmt. Es ist die diesseitige Hälfte eines Telefongesprächs, die zu mir

durchdringt. Und es ist ein Gespräch der besonderen Art. Ein Gespräch über ein Gespräch nämlich. Sie – keine Trixi mehr, aber im Helga-Alter noch nicht angekommen, entspannt zurückgelehnt und milde gestikulierend beim Sprechen – erzählt, was ihr Psychologe, „... der Martin hatte wieder diesen dünnen Rolli an, ich könnte den auffressen, wenn der den trägt...“ ihr vom Urlaub erzählt hat. Toskana, klar. Fischessen in Livorno. Pisa, immer noch bedrohlich schief der Campanile und Zigeunerinnen mit neuen Taschentricks. Siena, göttlich, zu dem Pferdegerenne würde er ja sowieso nie hingeh'n, Martin doch nicht. Der geht ja nicht mal zu Basketball. Na und seiner Frau 'ne neue Lederjacke in Florenz gekauft. Die Geschlechtertürme in San Gimignano, wie im Film. Und der Balsamico in Massa Maritima auf'm Marktplatz, ach jaa. „... und weißt Du, der erzählt mir das, weil er doch gern mal die Rollen tauscht, denk' ich. Und mit mir geht das so gut. Ich quatsch ja nicht rum. Und ich seh' mich plötzlich, wie ICH IHM sonst erzähle, weißte, das tut mir gut...“

Da wurde Bugge wieder lebhafter und ich kam wieder zu mir. Und musste an diesen alten, schön erkenntnistheoretischen Witz denken:

„Er zu ihr: Ach Schatz, ich würde so gern ein Storch sein und fliegen können.“

Sie: Na dann möchte aber ich wenigstens zwei Störche sein und hinter mir herfliegen können.

Er wieder: „Na wenn schon, dann möchte ich drei Störche sein und mich hinter mir herfliegen sehen.“

Also dann möchte ich doch lieber vier Störche sein und erzählen, wie ich mich hinter mir herfliegen sehe.

* Bugge Wesseltoft, "It's snowing on my piano", ACT, 1997

© POTSDAM 2002 – Hans-Jürgen Schlicke

| ÜBERLAND |

Dumm gelaufen

Top modern und allein, allein

Von M. Gänsel

Man kann sie sich schwer in Bewegung oder bei einer alltäglichen Beschäftigung vorstellen. Das liegt daran, dass diese Mädchen immer nur rumstehen. Sie stehen meist an Haltestellen öffentlicher Verkehrsmittel, Straßenbahn oder Bus, selten: S-Bahn. Ihr Alter ist ganz schwer zu schätzen, sie können alles zwischen 18 und 28 Jahren sein. Sie stehen allein, die Beine wirken lang und sind dünn, die Schuhe hoch, der Rücken macht oben einen kleinen Bogen und eine Hand ist IMMER in der Jackentasche, die andere hält das Schultertäschchen an der Schlaufe. Sie stehen nachlässig, aber ihre Kleidung ist sorgfältig gewählt.

Alle diese Mädchen wählen dasselbe: Plateauschuhe. Ganz dicke Sohle, oben dann eher Tennis- oder Sportschuh, geschnürt. Weiß, hellblau oder rosa. Die immer weiße Sohle ist an den Rändern leicht verdreht. Das sieht man aber nur, wenn ein Bein nach vorn gestellt ist. Denn gleich darüber tragen alle diese Mädchen Jeans-Schlaghosen. Die sind am Bund und an den Schenkeln GANZ eng, ab den Knien weiten sie sich enorm und hängen fast bis zur Erde. Die Jeans sind an den Oberseiten der Schenkel und am Hintern total ausgewaschen und fast weiß. Das kauft man so, das ist modern.

Alle diese Mädchen zeigen dann oben überm Jeans-Bund ein bisschen Bauch. Die Hose hängt selbstverständlich auf der Hüfte, deswegen kommt der Bauchnabel ganz gut zur Geltung. Manchmal: Tattoo, selten: gepierct. Immer: GANZ FLACH. Der Nabel ist bei all diesen Mädchen gleich. Natürlich schafft der straffe Bauch das Seinige, aber der Nabel kommt so ein bisschen raus. Wissen Sie? Er steht nicht vor oder so was, aber er macht so eine kleine Murmel da in seiner Nabelkuhle. Wie bei Kindern, die zu viele Kartoffeln essen. Entweder haben alle in dem Alter so einen Nabel, weil es in den Krankenhäusern eine Nabelschnurabtrennentwicklung gegeben hat (was zweifellos der Fall ist), oder diese Mädchen haben neben ganz vielen anderen auch noch dieses Nabelgeheimnis.

Gleich nach der freien Stelle schließt sich ein Leibchen an, das von der Jacke fast verdeckt wird. Das Leibchen ist weiß, rosa oder hellblau. Ein bisschen Schmuck hängt im Ausschnitt. Der wird aber auch meist verdeckt und ist nur sichtbar, wenn diese Mädchen den Kopf, ooooh, den Kopf drehen. Dazu später. Über dem Leibchen tragen alle diese Mädchen eine Stepp-Daunen-Bomber-Jacke. Sie wissen schon, dunkelblau, hellblau, gern weiß, selten rosa, manchmal schwarz. Auf der Brust meist ein Zeichen, manchmal auf dem Rücken noch ein Schriftzug. Von der Schulter bis zum Ärmel-Bündchen weiße, blaue oder schwarze Streifen. Die Jacke hat Reißverschluss, der immer FAST GANZ offen ist. Unten ist er eingehakt, weil sich der Bund um den weißen Jeans-Hintern spannen muss. Das sieht aus. Manchmal haben diese Jacken eine Kapuze, meist jedoch nur einen dicken steppigen Steh-Kragen, der keiner Frisur im Wege ist.

Denn DAS ist die Hauptsache: Die Frisur. Der Kopf. Alles ab Hals aufwärts ist gebaut, gebastelt, modelliert. Die Selbstbräunungscreme markiert die Grenze – unter den Ohren ist Schluss. An den Ohren hängen riesige Ringe aus Silber oder Gold. Gern mehrere Löcher. Alle diese Mädchen haben ein fast eklig braunes, glänzendes Gesicht, das sehr stark geschminkt ist. Lange falsche Wimpern, das, was einmal Lidschatten hieß (blau, weiß oder rosa glitzernd), ein Schönheitsfleck, leicht brüchig wirkende (abplatzender Puder) Wangenknochen. Rote Lippen. Und dann, bitte, das Haar: Hoch türmt es sich, schwarz oder hellblond gefärbt. Alle diese Mädchen wirken mit diesem Haar und den hohen Schuhen mindestens 1,80m groß (D.h. netto: 1,65m – höchstens). Meist ist das Haar am Hinterkopf zusammen gerafft. Vorn klatscht es gel-getränkt an den Kopf und formt das, was einmal Pony hieß. Ab Kopfmittle strebt alles nach hinten, um sich am Hinterkopf jäh aufzubauschen, eine Aufregung ist das dort! Toupiert bis zur Handgelenksermüdung wallt die blonde oder schwarze Mähne gen Steppkragen. Oft darüber hinaus, bis Mitte Schulterblätter (falsche Haarteile?). Es ist ein Wahnsinn.

Immer steht so ein Mädchen allein an einer Haltestelle. Es steht da so falsch wie selbstverständlich, man schaut es an, man ist so einen Anblick gewohnt, man schaut wieder weg. Das Mädchen schaut geradeaus, kaut Kaugummi, dass die Haare wackeln und wippt mit vorgestelltem Fuß. Aber: WAS MACHEN DIE IN IHRER FREIZEIT? Wenn man SO angezogen ist, kann man doch NICHTS machen als rumstehen? Nichts geht: dauerhaft unterwegs sein (Haar zerfällt, Schminke zerläuft), fernsehen (sitzen kann man in den Hosen nicht, lümmeln schon gar nicht), küssen (WOHIN denn?!), ins Kino gehen (die Haare!), lesen (im Stehen?) – diese Mädchen können wirklich nur rumstehen. Weil rumstehen an Ecken doof ist und auf Plätzen nicht immer erlaubt, stehen sie an DEN Rumstehstellen schlechthin. Die stehen da, WEIL sie so aussehen! Aber ach, warum sind sie allein? Es gibt ihrer so viele, lasst sie zusammen rumstehen! Sie könnten so tun, als seien sie ein Promotion-Team: Sie sehen ja alle gleich aus. Sie könnten sich oder den Lippenstift austauschen! Nie mehr allein! Kampf dem Elend an den Straßenbahnhaltstellen!

Über den Jordan

Schulterzucken bei Kollateralschäden

Von Hans-Jürgen Schlicke

Wenn 50 Leute in ein Theater stürmen und die Theaterbesucher als Geiseln nehmen, sind das Terroristen. Also die 50 Leute. Damit das mal klar ist. Auch wenn die mit so einer Aktion angeblich das Ende eines Krieges, der seit Jahren währt, innerhalb einer Woche herbeizwingen wollen. Alles Quatsch. Kriege werden gewonnen oder eben verloren, aber nicht einfach beendet. Durch solche Aktionen. Wo kommen wir denn da hin. Lassen Sie sich da nicht unsicher machen von der Journaille, Leserinnen und Leser.

Auch wenn die Journaille penetrant einseitige Fragen stellt. Zum Beispiel, wieso offenbar keiner dieser kreuzgefährlichen Sprengsätze, den die Terroristen bei und an sich hatten, gezündet werden konnte. Auch wenn man doch angeblich weiß, dass man einen riesigen Theatersaal nicht von jetzt auf gleich mit so Gas füllen kann, dass sofort alle zeitgleich betäubt sind.

Oder wieso nicht eine einzige der umliegenden Wohnungen vorsorglich geräumt worden ist, obwohl die Terroristen mit ihren Sprengsätzen doch das halbe Viertel hätten in die Luft jagen können. Und Schussverletzungen hatte auch keine der Geiseln, jedenfalls nicht aus den Waffen der Terroristen. Aber wegen einer angeblichen Schießerei der Terroristen haben ja die Spezialtruppen das Theater überhaupt erst gestürmt. Nicht wahr.

Und die Spezialeinheiten trainieren solche Situationen tagein, tagaus. Deshalb nennt man sie Spezialeinheiten. Dass die Spezialeinheiten nun 800 Geiseln in dem Theater über den Jordan geschickt haben und jede siebente Geisel nicht zurück kam von hinterm Jordan, gehört zu den Unwägbarkeiten solcher Einsätze. Das tut einem leid. Aber das lässt sich nicht vermeiden.

Und dass man die vom eingesetzten Gas schwer in Mitleidenschaft gezogenen Geiseln ein paar Tage länger im Krankenhaus getrennt von ihren Angehörigen und Freunden bei sich behält, ist auch vernünftig und vorsorglich. Solche Erlebnisse verwirren Menschen nämlich oft und die erzählen danach allen möglichen Leuten, der Journaille womöglich auch, finstere Räubergeschichten. Wenn man ihnen nicht ein bisschen hilft sich zu erinnern. Und das Letzte wäre, den behandelnden Ärzten zu verraten, welches Zaubergas man da eingesetzt hat. Ärzte sind Plaudertaschen, das weiß man doch, die können nichts für sich behalten.

Also lassen Sie sich nicht von Äußerlichkeiten in die Irre führen. Auch wenn es so aussehen mag: Terror kann nie vom Staat ausgehen, nie!

© POTZDAM 2002 – Hans-Jürgen Schlicke

Wonach Er sich zu richten hat!

PotZdamer Tagesbefehle

GEZ!

GANZ tolle Idee für Deinen neuen Kinospot: Schwarz-Weiß-Bilder einer riesengroßen Gefängnis-Zelle voller Klischeeverbrecher (massige Muskelberge, fiese Fressen), die der Reihe nach per Polizeifoto vorgestellt werden. Bis der Schwenk auf einen kleinen

schmächtigen Gnom fällt, der – richtig - als „GEZ-Nichtzahler“ gebrandmarkt wird. Und demzufolge verdientermaßen durch eine Hantel erschlagen wird, die ihm der Muskelberg überhilft. Denn eins ist klar: Wer für das miese und weitgehend informationsfreie öffentlich-rechtliche Programm, für MDR-Schunkelendungen, SFB-Konserven-Gernseh-Abende, ARD-Christiansisierungen und andere Schrecklichkeiten also, nicht zwangsweise bezahlen möchte, der hat Knast nicht unter lebenslänglich verdient, in einem Gefängnis, das selbst die Stasi als inhuman geschlossen hätte.

Und nun warten wir auf den nächsten GEZ-Spot aus einer Todeszelle mit anschließender Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl. Denn bei ARD und ZDF sitzen Sie immer in der ersten Reihe.

DEUTSCHE BAHN AG!

Spinnst Du eigentlich, uns so zu erschrecken? Da steht man während einer Umstiegspause auf dem Bitterfelder Bahnhof und guckt gelangweilt auf den Abfahrtsplan, um festzustellen, wie man am schnellsten hier wegkommt, da kommt von rechts eine Bahnangestellte und spricht uns ungefragt freundlich an: „Guten Morgen, kann ich Ihnen vielleicht weiterhelfen?“ Völlig verdattert können wir nur ein „Nein, danke“ stammeln, die Dame wünscht noch einen „Guten Tag“ und geht von dannen, um weitere Reisende zu erschrecken.

Also Bahn, bevor Du so was noch mal machst, bitten wir doch rechtzeitig informiert zu werden, durch so eine schöne bundesweite Zeitungs-Kampagne z.B.: „10 Punkte, warum die unsere Angestellten jetzt freundlich zu unseren Kunden sind“. Danke.

DIESELBEN!

Werbung lockt Kunden und soll Transparenz schaffen. Die hast du wohl auch nötig, liebe Bahn. „Nicht mal Einstein hat unsere Preise bisher verstanden...“ So so, und was ist mit dir? Wie hast du bisher deine Preise berechnet? Nach Körpergröße, Jackenfarbe, Sexappeal? Oder einfach nach Gutdünken? Gib es doch zu. Jahrelang durften Bahnbeamte, die mich nicht anziehend fanden, mir das Geld aus der Tasche ziehen! Und der gutaussehende Kerl hinter mir reiste für n Appel und n Ei! Schreiende Ungerechtigkeit, die jetzt auch noch mit mittelmäßigen Witzeleien abgetan werden soll!

Worauf darf der Bahnkunde jetzt hoffen? Dass alle die gleiche schweinemäßige Kohle abdrücken müssen, um in überheizte, wahlweise sibirienkalte, in jedem Falle sardinendosenartig überfüllte Züge verfrachtet zu werden?

Das bedeutet es doch, dein „...jetzt versteht unsere Preise jedes Kind!“

Wir aber geben die Hoffnung auf den Werbeslogan „Nicht mal Machiavelli hat unsere Preispolitik bisher verstanden...“ nicht auf. Sei es drum: Wir dann umso besser!

EULENSPIEGEL!

Da wolltest du dich einem brandaktuellen Thema widmen, dem Tattoo- und Piercing-Wahn der westlichen Welt. Und dann passiert dir so etwas. Auf der Suche nach den Ursprüngen dieses deiner Meinung nach verderblichen Körperkults findest du die Schuldigen recht schnell: „Irgend welche Halbaffen im Busch!“ Wir sind begeistert, endlich hat wieder jemand den Mut die Schuldigen am Verfall der westlichen Gesellschaft beim Namen zu nennen:

Neger, Schlitzaugen, Spaghettifresser und nicht zu vergessen diese Muselmänner. Jetzt hoffen wir auf weitere aufrüttelnde Texte wie etwa: „Taub durch Bimbo-Musik“, „Arbeitslos wegen der Kanaken nebenan“ oder „Empire State Building – Es war das Weltjudentum!“ Weiter so. Heil Hitler.

WACHMAENNER!

Neulich im Bahnhofcenter stand einer von euch, nachdem er eben noch zwei Teenagermädchen angebrüllt hatte, sie sollen gefälligst ihre Zigaretten ausmachen, neben uns an der Fahrstuhlür, als eine Frau auf ihn zustürzte. Zugegeben: Ihre Aufregung machte es nicht leicht sie zu verstehen, aber es ging offensichtlich um ihr Fahrrad, das weg war. Der Wachmann achselzuckte nur dazu: „Ich hab jetzt Dienstbesprechung, ich schick Ihnen gleich wen hoch.“ Bestieg den Fahrstuhl und verschwand in der sicheren Tiefe.

Gute Sache, solche Dienstbesprechungen! Dort stimmt ihr die Ausreden ab, die im Ernstfall benutzt werden können, stimmt's? Bei Raub etwa: „Ich hab mir eben Ketchup auf meine Uniformjacke gekleckert, versuchen Sie den Täter hinzuhalten.“ Bei Geiselnahme: „Ich hab jetzt Feierabend, aber bei Ihnen wird's ja eh länger dauern, was!“; oder wenn drei Nazis jemanden zusammenschlagen: „Ich habe leider einen Waschzwang und totalen Ekel davor, fremde Leute anzufassen.“

Am besten wäre es natürlich, ihr trüget einfach keine Uniform. Niemand würde euch erkennen und ihr würdet nie zur Hilfeleistung aufgefordert. Aber die kleinen Raucher-Mädchen, die könntet ihr dann auch nicht mehr verfolgen...

© POTZDAM 2002

| TAGEBUCH |

Wird Herbst da draußen (I)

Kusskontrolle

Von Mathias Deinert

Jedes Jahr, wenn ein steifer Ost welke Blätter gegen unsere Fensterscheiben wirft, finden sich naturgemäß viele Pärchen zusammen. Jedes Jahr. Warum ist das so? Man hat es schon mit einer Art ›biologischem Schlussverkauf‹ begründet. Mir hingegen ist es von einer ganz anderen Warte verständlich: Wie sonst sollten die kleinen bunten Teenager-Frauen in ihren nierenfreien Kurzarm-Rollis den Winter überleben, wenn nicht mit einem wärmenden Stück Pickelfleisch vorm nackten Bauchknöpfchen? Sei's.

Am häufigsten küssen sich im Herbst die Erstküsser. Wir erkennen sie daran, dass wir uns bei ihrem Anblick fragen, ob wir selbst so unschuldig unkundig auch einmal geküsst haben. Ihr Alter übersteigt selten 14 Jahre. Wir finden sie zuhause am Platz der Einheit, in den Telefonzellen, in unseren Hausfluren und den H&M-Umkleidekabinen.

Wer küsst sich noch? Natürlich küssende Angeber, die mit gierigen Gafferblicken rechnen und nicht selten mit ihren Händen unter den schwarzen MATRIX-Ledermänteln fummeln. Die haben beim Küssen immer ihre Augen auf.

Freilich gibt's noch andere Kusskandidaten. Nazis beispielsweise, die sich zu gewissen Zeiten am Hauptbahnhof zusammenrotten und den Mädels mit Hundefrisur ihre Schnute

hinhalten. Und deren Wurstfinger entweder in die Taschen gepfercht sind oder auf den Schinken ihrer Ische herumreiben. Und die nicht wissen, dass NATIONALSOZIALIST und NEO-NAZI im Grunde gar keine deutschen Wörter sind.

Und dann stehen da die Verlassenen. In Pelzjacken oder Mänteln. Die stehen da, als warteten sie schon seit einer Woche am Bahnsteig auf den Verreisten. Und wenn der Zug nach 15 Minuten Verspätung endlich eingefahren und die ausgestiegene Masse über den Bahnsteig gerollt ist – dann bleiben meistens zwei zurück, die sich umhalsen und küssen und erzählen und küssen und Blumen schenken und küssen und gehen.

Alles kalter Kaffee, werden Sie meinen. Und werden selber jemanden zum küssen haben. Na bitte. Von dem, was ich neulich am Busplatz sah, können aber selbst SIE sich als Routine-Küsser noch eine Scheibe abschneiden:

Zuerst stand sie allein. Mit ungeschminkten Augen schaute sie durch eine viel zu kleine Brille. Ein Mädchen mit krausem Haar, lieblos zusammengeknotet. Kam wohl vom KAUF LAND, denn sie hatte eine Milchbutte im Arm und einen Beutel Fenchel in der Hand. Und sie traf auf jemanden, den sie vielleicht kannte, den sie ziemlich schüchtern etwas fragte: vielleicht nach der Zeit, dem Bus oder einem Kuss. Jedenfalls blickte ich kurz weg. Bei meinem nächsten Hinsehen war's bereits ein Schauspiel!

Ein Zopf Gummi lag im Schmutz und krause Haare beugten sich nach hinten. Die selbstgestrickte Wolljacke war verrutscht, und eine Männerhand drückte sacht die freigewordene Schulter. Den Beutel Fenchel hatte er ihr längst mit der anderen Hand abgenommen. Nur die Milchbutte hatte sie behalten. Die ruhte weiterhin in ihrem Arm. Und die streichelte sie so, wie man folgsame Kinder streichelt. Immer wieder. Und wenn es der Kuss erforderte ging das Öko-Mädchen auch in die Knie. Oder er. Und dann wippte der Fenchelbeutel leise knisternd auf das Gehsteigpflaster, wo nur Zigarettenkippen und Hingespucktes lagen.

Milch und Fenchel hielten sie weiterhin dicht am Körper, aber die Außenwelt hatten sie vergessen. Ein Bus fuhr ab. Vielleicht war es seiner. Und irgendwann gingen sie zu Fuß irgendwohin. Vielleicht zum Brauhausberg: da wird sie seit einer Woche wohnen. Da wird sie ihm die selbstgestrichene Wohnung zeigen, die noch voller Eimer steht. Sie wird ihm einen Fenchelauflauf mit Weizenkleie zubereiten, und einen Pamps aus Haferschleim zum Nachtsch zaubern, in dem sie Meisterin ist – vermutlich.

Dann legt sie die gestrickte Joppe ab. Und dann ist beiden ganz egal, ob der Ofen schon seit Stunden aus ist ...!

© POTZDAM 2002 – Mathias Deinert

| TAGEBUCH |

Wird Herbst da draußen (II)

Blumenmord

Von Mathias Deinert

Wieder mal Golm! Wieder einmal ist der Campus Golm Heimstatt eines Unverstands, der nicht leicht zu unterbieten ist.

Nicht nur, dass das dortige Uni-Gelände (so hässlich es schon ist) zum Jahresende an allen Enden zeitgleich aufgewühlt wird; dass man Häuser verhübscht und sie die lange Winterzeit als Potemkinsche Dörfer herumstehen lässt; dass man eine Theaterbühne dort mit Absicht

verfallen lässt; dass man die Pförtnerbaracke nicht sprengt; dass Mensa und Cafeteria in eine Turnhalle ziehen müssen – was dem Campus zumindest geschmackvolle Gäste, saftstrotzende Sportler und eine intakte Turnhalle kostet.

Aber Opfer müssen nun einmal gebracht werden. Da hilft auch ein guter Geschmack nicht weiter. Und um sich vor ihm wenigstens mit guter Absicht zu rechtfertigen, ist irgendeinem Plan-Genie eingefallen: Blumen müssen her! Blumen machen stets versöhnlich. Zumal auf dem Weg zur Mensa und zur Cafeteria. Gerade am Semesteranfang. Und so dürfen sich die Augen der Gäste dort, wo sie schon von so viel Hässlichkeit geschändet werden, an frisch bepflanzten Blumenkübeln weiden.

Oder besser: Sie durften.

Alle Blumen waren selbstverständlich zwei Tage nach der Bepflanzung Mitte Oktober hinüber: Pelargonien, Petunien, Männertreu – alle futsch. Nur noch leblose Stengel ragten aus der frischen Kübelerde. Sinnlos in den Tod geschickt von einem, der's nicht besser wusste. Obschon jede Gartenbroschüre rät: »In den letzten Septembertagen muss man alle im Garten stehenden Kübel- und Topfpflanzen in frostsicheren Räumen unterbringen.« Goltm ist nunmehr ein floristisches Stalingrad.

Wagen Sie sich hin. Da werden Sie von Zeit zu Zeit Dinge sehen, die man sieht und nicht glauben kann. Und deren Ruhm meist nur in Texten wie diesem einen Monat überdauert.

© POTZDAM 2002 – Mathias Deinert

| TAGEBUCH |

Pumpkin Wars!

Ein Kürbis packt aus

Von Sandra Schramm

Wir Kürbisse haben eine schwierige Existenzgrundlage. Wir sind geschaffen um aufgeessen zu werden – im besten Falle. Manchmal verschimmeln wir auch einfach oder werden Opfer barbarischer Rituale. Ersteres unterliegt in unserer Kultur einem Verdrängungsdrang und soll deshalb auch hier nicht weiter betrachtet werden. Die barbarischen Rituale sind für uns einer der letzten Wege aus dem Schattendasein der Kürbiscremesuppe hervorzutreten, aber natürlich werden unsere Körper dabei auf das Unangenehmste verstümmelt. Doch aufgrund der enormen Außenwirkungen eines Halloweenkürbisses und der damit verbunden Möglichkeiten auf kurzen, aber grellen Ruhm nehmen wir die Schmerzen in Kauf. Bis heute sahen wir es mit großer Genugtuung, dass sich das Fest auf der Erde weiter verbreitete und immer mehr Schwestern und Brüder in den Genuss kamen, von Erdenmenschen mit größter Liebe ausgehöhlt (extreme Minimierung der Gehirnaktivitäten) und geschnitzt (Endlich ein Gesicht!) zu werden. Danach wurde ihnen den ganzen Abend Aufmerksamkeit geschenkt! Sie konnten sogar ein wenig Grauen über die Erzfeinde bringen und damit die EINE große Schmach der Kürbisse*, einen Abend lang, vergessen machen.

Doch auch diese eine, letzte Freude wurde uns beim diesjährigen Halloween genommen. Im Missionsgebiet der NeuHalloweener, wo wir in Ruhe über den Aufstand der Gemüse oder eine langsame Infiltrationen der Menschenwelt durch Genkürbisse träumen wollten, kam es zu gemüsefeindlichen Übergriffen, die wir sonst nur außerhalb des Halloweenabend gewöhnt sind. In Potsdam, Deutschland, wurde der Halloweenkürbis Siegfried durch einen gezielten Fußtritt verstümmelt und ist am Morgen seinen Verletzungen erlegen. Der Täter ist flüchtig.

Diesen Schandtaten können wir nicht länger zusehen! Wir müssen uns wieder erheben. Wir werden aufhören mit dem Träumen und die unzähligen Meuchelmorde mit dem endgültigen Eroberungsfeldzug rächen. Das nächste Halloween ist P-Day (Pumkin-Day)!

Das Zeitalter der Fleischlichen ist vorbei. Endlich sollen wieder die Pflanzen und ihr pflanzlicher Friede auf der Welt herrschen. Bereitet euch gründlich vor! Es bleiben euch 364 Tage um die stärksten Würgeranken, die giftigsten Kürbiskerne und das krankheitserregendste Kürbisfleisch zu entwickeln, das die Welt je gesehen hat. Der unsägliche Friede mit den Menschen ist vorbei. Das nächste Halloween sei unser!

* Die legendäre Schlacht der Kürbisse gegen die Menschen 3426 v. Chr. in Irland endete aufgrund gemüsefeindlicher Witterungsbedingungen mit einer verheerenden Niederlage der Kürbisse. Die Bedingungen für den Waffenstillstand waren zutiefst erniedrigend, wir wurden vollständig entwaffnet, unsere große Kultur wurde dem Erboden gleichgemacht, unsere geistige Elite wurde entkernt und unser Status als Anfang der Nahrungskette für immer festgeschrieben. Die Wächter dieses Vertrages, gemeinhin in der Menschenwelt verniedlichend als Vegetarier bezeichnet, scheinen heute aktiver denn je zu sein: Unsere Stärksten, Schönsten und Saftigsten werden gegessen, bevor überhaupt an eine Exilregierung zu denken ist.

© POTZDAM 2002 – Sandra Schramm

| TAGEBUCH |

Novembersonett

Von M. Gänse!

Verschlagen, sagt man, sei der Herbst, ein Blender!
Ein Lügner, der sich eben strahlend zeige,
Im Nächsten jedoch Baum und Borke neige
Und bitter tönt's aus allem Mund: November!

Es tönt und stöhnt ganz ohne Notenständer,
Aus allen Ecken klingt es leis und feige:
„Wenn ich je aus dem Bett hier steige,
mach ich dich fertig, du ... du ... du – November!“

Doch der November, hier sei es verraten,
Ist von ganz irritiertem Geiste,
Der Blumen mag und kleine weiße Kätzchen.

Er ist schon alt und ach, vergisst das meiste,
Deswegen pflegt er schnellstens zu verbraten
All Wetter, das er hat – Novembermätzchen...

© POTZDAM 2002 – M. Gänse!

In 15 Phrasen durch den Winter

Nicht nur für Studenten!

Von Diana Stübs

Grade im Winter ist Kommunikation von grosser Bedeutung, um so die schier endlosen Wartezeiten an U-, S- oder Autobahn mehr oder weniger angenehm zu verkürzen und den Weg fürs Naseaneinanderreiben zu ebnen.

Hier nun eine kleine Hilfe für weniger Redegewandte, Nicht-Philologen und Einsilbige:

- 1) Ach, WIR haben uns ja lange nicht gesehen! Wie war denn dein Sommer? (DER Notfallsatz. Allerdings nur bei Leuten anzuwenden, mit denen man sowieso lieber nix mehr zu tun haben will.)
- 2) SCHLÜMM!!! (Über die überfüllte Bibi, das Wetter oder die Schuhmode auf dem Campus.)
- 3) Glück gehabt! (Über eine mit 4, 0 bestandene, nun schon zum dritten Mal geschriebene Klausur oder den Ausgang der Bundestagswahlen.)
- 4) Kennen wir uns nicht von der Party bei Katrin / Stefan. (Ein Satz, der immer stimmt, weil es sich in beiden Fällen nicht um Namen sondern Sammelbezeichnungen handelt.)
- 5) Krass!!! (Kommentar zu Diskussionen jedweden Themas.)
- 6) Die Einschreibelisten liegen hinten links. (Zu Erstsemestlern. Natürlich gelogen, die Listen liegen vorne rechts, aber man möchte ja gern selbst noch rauf.)
- 7) Wirklich erbärmlich für die Landeshauptstadt! (Über den Potsdamer Weihnachtsmarkt. Auch wenn man nie / noch nicht da war.)
- 8) Wenn in Deutschland eine Schneeflocke quer liegt, geht ja einfach mal NICHTS mehr! (Bei Wintereinbruch & nachdem der Weg zur Uni 3 Stunden gedauert hat.)
- 9) Glühwein aus dem Karton ist besser als sein Ruf. (Wenn mans vor lauter enthaltenem Frostschutzmittel mal wieder nicht fassen kann, aber doch sein Gesicht wahren will.)
- 10) Man kann gar nicht so schnell zittern wie man friert. Jetzt würde ich mich liebend gerne in einen dieser Ferienflieger setzen. Auch wenn das sonst so gar nicht meine Art des Urlaubens ist. (Ein Satz, der nur ab 15 Grad unter 0 zulässig ist.)
- 11) Mach dir doch warme Gedanken. (dito)
- 12) Schöne Mütze. Wo hast du denn die aufgetan? (Antwort: bei H & M.)
- 13) Lass uns zu Ikea fahren, da gibt es schöne Lichterketten und leckere Pfefferkuchen. (Und was soll man bei dieser Kälte auch sonst tun...)
- 14) Die können alle Ü-BER-HAUPT NICHT fahren! (Über die Teenies auf der Eisbahn in Babelsberg oder im Winter überforderte Autofahrer an sich.)
- 15) Ich kaufe die immer erst 3 Tage vorher. (Über Weihnachtsgeschenke. Gelogen, wirkt aber irgendwie cool.)

© POTSDAM 2002 – Diana Stübs

| STÄNDIGE AUTOREN |

Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt, liebt und wirkt in Potsdam und Guben.

M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

Markus Wicke

seit 30 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

Siobhan Groitl

Jahrgang 1971, Bayerin, Potsdam-studiert, wohnhaft in Berlin.

Andreas Kellner

gebürtiger Uckermärker (1979 in Schwedt), seit 1998 Student in Potsdam, Redakteur beim "bernd" (Studizeitung für Potsdam).

Astrid Mathis

alt genug, um Texte zu verfassen, lebt und leidet seit 4 Jahren in Golm und Berlin.

ThiloS

Jahrgang 1966, Wessi, schön, gutaussehend, erfolgreich! Und ein Lügner. Mehr von Thilo unter <http://www.hinrichtungskomitee.de>.

Sandra Schramm

geboren und eine ganze Weile in Dessau gelebt; studieren gewollt, in Potsdam gelandet.

Diana Stübs

21, Ostseekind, ledig.

| REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

| KONTAKT |

redaktion@potzdam.de